

II Beiträge

NORBERT OELLERS

Vor einem Vierteljahrhundert:

Ein Vierteljahrhundert Weimar (1965–1990)

Es war nicht mein Ziel, Hochschullehrer zu werden. Aber als ich von meinem akademischen Lehrer gefragt wurde, ob ich sein Assistent werden wolle, sagte ich Ja. Das war im Sommer 1965. Da Benno von Wiese (Bonn) seine drei Assistentenstellen besetzt hatte, musste ich warten. Um den auf keinen Fall gewünschten Beruf eines Gymnasiallehrers einschlagen zu müssen, war ich mit dem Vorschlag meines Lehrers einverstanden, einstweilen mit einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Aussicht gestellten Stelle als Mitarbeiter an der Schiller-Nationalausgabe zufrieden zu sein – bis ein Assistent nach seiner Habilitation Platz für einen Nachfolger machte. Die Wartezeit dauerte vier Jahre, in denen ich mich um den Fortgang der von Lieselotte Blumenthal (Weimar) und Benno von Wiese herausgegebenen Schiller-Ausgabe bemühte. Danach trat ich in die Dienste der Bonner Universität.

Als ich mit der mir zugewiesenen Arbeit, der Herausgabe des Bandes 28 der Nationalausgabe (Schillers Briefe vom 1. Juli 1795 bis zum 31. Oktober 1796) begann, hatte ich von der Editionswissenschaft keine rechte Ahnung. Zwar hatte ich im Laufe des Studiums für verschiedene Seminararbeiten einige historisch-kritische Ausgaben benutzt, aber ohne deren besondere Qualitäten beurteilen zu können. Immerhin war ich mit einigen Texten der Hamburger Goethe-Ausgabe so unzufrieden, dass ich mir zu jedem Fest Bände der Züricher Gedenkausgabe, mit deren erstem Band Ernst Beutler 1948 an die Öffentlichkeit getreten war, schenken ließ. Nach dem Studium brauchte ich nur noch die Ergänzungsbände selbst zu kaufen, den letzten Band 1987. Da hatte ich schon längst, Weimar sei Dank, Schiller sei Dank, ein ordentliches Ein- und Auskommen.

Lieselotte Blumenthal, die bei Benno von Wiese in hohem Ansehen stand („sie macht bei der Ausgabe die Arbeit, ich gebe nur meinen Namen dazu“),

lernte ich im Spätsommer 1965 in Bonn kennen. Bei dem kurzen Gespräch sagte sie zur Ausgabe nur, ich solle sobald wie möglich die im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Briefe Schillers meines Bandes „kollationieren“ und noch nicht Bekanntes „transkribieren“; sie werde mir behilflich sein. Ich versprach, mir Mühe zu geben.

Nachdem ich das Visum zum Besuch Weimars hatte, machte ich mich im Oktober 1965 auf den Weg mit der Eisenbahn. (Für alle späteren Besuche benutzte ich ein Auto.) Die Kontrollen an der Grenze waren streng, aber erträglich. In Weimar angekommen, machte ich mich zu Fuß auf den Weg in meine vorausbestellte Unterkunft, ins „Christliche Hospiz“ (Amalienstraße 2), in dem ich in den folgenden Jahrzehnten fast immer lebte, wenn mich die Nationalausgabe nach Weimar führte. Der Weg war mühsam, zwei Koffer drückten; schon vor dem Goetheplatz wurde die Volkspolizei auf mich aufmerksam, als ich eine Straße überquerte, ohne mich um eine 30 Meter entfernte Ampel zu kümmern. Mein Rechtfertigungsversuch (weit und breit war kein Auto zu sehen) wurde als bewusste Widersetzlichkeit angesehen. Von einem etwa 25-jährigen Uniformierten, der meine Ausweispapiere studiert hatte, sie aber weiterhin in seinen Händen hielt, wurde ich („Junger Mann, Sie ...“) belehrt, wie ich mich („in unserm Land“) zu benehmen hätte, sonst (pp). Das „Christliche Hospiz“, in das ich schließlich bei einbrechender Dunkelheit gelangte, war ausgebucht. Fräulein Leupold, die mich so freundlich empfing, als sei ich ihr wohlgeratener Neffe, wies mir eine Couch im Musikzimmer zu ebener Erde an, nur für die beiden ersten Nächte; danach war ein Zimmer im ersten Stock für mich vorgesehen.

Im Goethe- und Schiller-Archiv wurde ich am kommenden Morgen erwartet und freundlich begrüßt, nicht durch den Hausherrn Karl-Heinz Hahn, der auf Reisen war, und nicht durch Lieselotte Blumenthal, die eine Grippe an ihre Wohnung in der Belvederer Allee band, sondern durch die Aufpasserin am Eingang, durch die Aufsichtspersonen im Benutzerraum, durch den Magazinmeister Hans-Georg Ballo, der besser als ich wusste, welche Handschriften ich in den beiden nächsten Wochen studieren sollte, vor allem aber durch Eberhard Haufe, den Redaktor der Nationalausgabe, der Grüße von Lieselotte Blumenthal bestellte und in einem halbstündigen Gespräch nicht nur die Hoffnung auf eine gute Zusammenarbeit äußerte und mancherlei Fragen nach meiner Vergangenheit stellte, sondern auch den Wunsch äußerte, ich solle ihn und seine Familie an einem der nächsten Abende in seiner Wohnung (Cranachstraße) besuchen, um „über alles“ informiert zu werden. Natürlich bot er auch an, mich bei der mir so ungewohnten Arbeit in den beiden nächsten Wochen zu unterstützen.

Ich begann mit der Arbeit, verglich die Handschriften, die ich zunächst gemessen hatte (Breite × Höhe in Zentimetern) und deren Besonderheiten (Einzel- oder Doppelblatt? gerippt? Velin? Wasserzeichen? eigenhändig? vergilbt? stockfleckig? gesiegelt? Beschriftung von fremder Hand? wieviel beschrieben?) ich notiert hatte, mit den gedruckten Briefen, die zum größten Teil im vierten Band der Ende des 19. Jahrhunderts von Fritz Jonas herausgegebenen Ausgabe „Schillers Briefe“ veröffentlicht waren, und freute mich, wenn ich etwas korrigieren konnte. Im ersten Absatz des ersten Briefes, den ich durchsah (an Goethe vom 6. Juli 1795), entdeckte ich, dass es „begrüssen“ und nicht „begrüßen“ heißen müsse, und wenige Zeilen später kam mir ein Komma in den Blick, das Jonas übersehen hatte. Je mehr es zu verbessern gab, umso gewisser wurde mir, dass die neue Ausgabe ein Desiderat sei und ich der rechte Mann am rechten Ort.

Die Tage verliefen gleichmäßig mit dieser Arbeit, für die ich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bezahlt wurde – mit der Arbeit des Kollationierens. Leider schloss das Archiv schon um 16 Uhr, so dass mich die Arbeit kaum ermüdete. An einem Vormittag kam Karl-Heinz Hahn in den Benutzer-raum und wünschte mir freundlich das Beste. An einem anderen Vormittag ging ich zu vorgegebener Stunde ins Schloss, um mich Helmut Holtzhauer, dem Direktor (bald Generaldirektor) der „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar“ vorzustellen. Die Begegnung verlief frostig. Ich erinnere mich, so getan zu haben, als bewegten wir uns auf dem gleichen Niveau. Noch einmal, ein halbes Jahr später, traf ich Herrn Holtzhauer und kannte mich in einer Angelegenheit, die ihn betraf, anscheinend besser aus als er. Damit war die letzte Chance eines geordneten Miteinanders vertan.

An einem Abend, den sie bestimmt hatte, besuchte ich Lieselotte Blumenthal. Sie war noch krank und lag im Bett. Natürlich sprachen wir über die Ausgabe, über Benno von Wiese, über Schwierigkeiten in politicis, über Elke, die Tochter, über Eberhard Haufe. Mir schien, dass sie nicht nur hoffte, sondern auch glaubte, die Zusammenarbeit mit mir könne gelingen. Bevor ich ging, sicherte sie mir zu, „bald“ ins Goethe- und Schiller-Archiv zu kommen; sie wolle auch vor meiner Abreise sehen, was ich geleistet hätte.

An einem Abend ging ich zu Haufes (Frau, Mann, zwei Söhne). Hier erfuhr ich viel über das Lebensschicksal der Ärztin, mehr noch über das ihres Mannes, der von der Leipziger Universität verwiesen worden war, weil er sich weigerte, öffentlich den Staat und seine Doktrin mitzufeiern. Die DDR nannte er einen Unrechtsstaat. Den Verstoßenen hatten Lieselotte Blumenthal und Joachim Müller (Jena) aus seiner misslichen Lage befreit: Dieser bot sich als

Doktorvater an, jene besetzte mit Haufe die erste Redaktorstelle der Nationalausgabe. Schon bald verband mich mit Eberhard Haufe eine dauerhafte Freundschaft.

Nur undeutlich erinnere ich mich an eine Massenveranstaltung, die zum Abschluss eines erfolgreich in Thüringen durchgeführten Manövers sowjetischer und DDR-Truppen auf dem Goetheplatz stattfand, mit einigen Reden und dröhnender Musik. Genauer weiß ich, wie es mir an einem Abend im „Russischen Hof“ erging: Mit einem Tischnachbarn kam ich ins Gespräch; nach wenigen Minuten ermahnte er mich, leiser zu sprechen. „Sehen Sie den Mann dort drüben, der alles mitschreibt?“ Ein anderer, viel älterer Mann heftete sich an meine Fersen, als ich ein paar Tage später einen Liebesfilm im Kino nicht zu Ende anschaute, weil er mich immer wieder derart zum Lachen reizte, dass die gestörten Nachbarn mich schließlich aufforderten, den Saal zu verlassen. Als ich auf dem Weg ins „Christliche Hospiz“ die ungebetene Begleitung in einem Abstand von etwa 15 Metern mir folgen sah, ging ich in einen Hauseingang, zündete mir eine Zigarette an und wartete. Nach wenigen Minuten ging ich weiter, der Begleiter hatte auch gewartet und folgte mir wieder. Ins „Hospiz“ kam er mir nicht nach, aber er blieb vor dem Haus stehen und machte sich Notizen, wie ich bei einem Blick aus dem Fenster sah. Ich sprach ihn an: ob ich ihm etwas über mich diktieren solle. Die Frage beantwortete er, indem er sich entfernte.

Da die Schillersche Handschrift mühelos lesbar ist, hatte ich keine große Mühe, Fehler früherer Drucke zu entdecken. Und so war ich überzeugt, dass Lieselotte Blumenthal, die nach überstandener Krankheit ein paar Tage vor meiner Abreise ihre Arbeit im Archiv wieder aufgenommen hatte, mit dem Ergebnis meines Bemühens einverstanden sein werde. Ich gab ihr die Handschriften von 10 Schiller-Briefen und eine Liste meiner Corrigenda dazu. Am folgenden Tag rief sie mich in ihr Zimmer und teilte mir ihr Urteil mit: Zwar hätte ich dies und das übersehen, aber für den Anfang hätte ich ganz gut gearbeitet.

Ich hätte ganz gut gearbeitet, habe Frau Blumenthal anerkennend gesagt, teilte ich, zurückgekehrt nach Bonn, beim nächsten Telefongespräch Benno von Wiese mit. Etwa einen Monat später rief er mich verärgert an: Er habe Frau Blumenthal (die er irgendwo getroffen hatte) gesagt, er freue sich, dass sie mich gelobt habe und nun wisse, welch ein Gewinn ich für die Nationalausgabe sei. Darauf habe sie erstaunt gefragt: „Ein Gewinn? Hat Ihnen Herr Oellers nicht gesagt, wie viele Fehler er gemacht hat?“ Er nehme mir übel, sagte von Wiese am Telefon, dass ich ihm Frau Blumenthals deutliche Kritik verschwiegen habe. Ich nahm beiden übel, dass sie über mich uneins waren.

Bis zu meinem zweiten Weimar-Besuch im Frühjahr 1966 brachte ich Band 28 der Schillerausgabe ein Stück voran. Nach einem Besuch im Schiller-Nationalmuseum (Marbach a. N.) begann ich, die vorläufige Fassung der kollationierten Briefe zusammenzutragen, die nötigen Angaben zur Überlieferung zu formulieren, Erläuterungen (Einzelstellenerläuterungen) beizuschaffen und Hilfen bei denen zu suchen, die für die Beantwortung schwieriger Fragen weniger Zeit brauchten als ich.

Was die Arbeit im Goethe- und Schiller-Archiv (wie in anderen Archiven auch) betrifft, so lief sie nach 1965 ziemlich gleichförmig ab: Ich verbesserte die Texte, die ich herausgeben sollte, und erweiterte meine Kenntnisse der deutschen Literaturgeschichte um 1800, sofern sie für den Band 28, ab 1968 für den mir in diesem Jahr aufgetragenen Band 36 (Briefe an Schiller vom 1. November 1795 bis zum 31. März 1797) anscheinend nützlich waren. Wichtiger als diese Arbeit (die Ausübung meines Berufs) wurde mir die Beziehung zu Menschen, die ich in 25 DDR-Jahren kennen lernte, von denen einige mir bis heute freundschaftlich verbunden sind – wenn sie noch leben. Davon soll in Kürze berichtet werden, bevor auch an unangenehme Ereignisse zu erinnern ist, die mit den vielen Übertritten in ein fremdes Land, das sich in einem permanenten Konflikt mit seinem westlichen Nachbarn sah, zusammenhängen.

Im „Christlichen Hospiz“ fühlte ich mich 20 Jahre sehr wohl. Fräulein Leupold und ihre Nachfolgerin Fräulein Müseler nahmen mich stets mit offenen Armen auf, freuten sich auch, wenn ich meine Familie mitbrachte, und sorgten für meine (unsere) Zufriedenheit, wie es nur immer möglich war. In den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch ging die Leitung des Hauses an ein Ehepaar, von dem gesagt wurde, es sei höheren Ortes aus politischen Gründen von Berlin nach Weimar geschickt worden. An die Stelle des Gefühls der Geborgenheit trat das Gefühl der Unsicherheit; ich erfuhr die Ungunst, beobachtet zu werden.

Im Goethe- und Schiller-Archiv wurde ich natürlich immer beobachtet, wie es in allen Archiven der Welt selbstverständlich ist, dass Benutzer, die mit wertvollen Handschriften umgehen, beobachtet werden. Ich fühlte mich in dem von Karl-Heinz Hahn energisch geführten Haus bald heimisch, nicht zuletzt wegen der regelmäßigen Anwesenheit Lieselotte Blumenthals und Eberhard Haufes, auf deren Hilfen ich am Anfang meiner editorischen Tätigkeit angewiesen war. Als ich auf eigenen Füßen stand, entwickelten sich die beruflichen Beziehungen schnell zu freundschaftlichen, die andauerten, bis der Tod die Freundin im Oktober 1992 und den Freund im März 2013 fortnahm. Fachkollegen wie Edith und Horst Nahler, die ich erst ziemlich spät

kennen lernte, als sie dabei waren, Bände der Nationalausgabe zu bearbeiten, reihten sich ebenso wie Eva Beck, die mir einige Jahre im Benutzerraum auf die Finger schaute, nach Jahren respektvollen Umgangs in den sich stetig erweiternden Kreis meiner Weimarer Freunde ein.

Aus beruflichen Gründen machte ich 1966 meinen ersten Besuch im Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, um zu berichten, wie weit ich mit Band 28 der Nationalausgabe gekommen sei, und um zu erfahren, was bei der Herstellung eines für den Druck bestimmten Typoskripts zu beachten sei. Ich traf die Leiterin des Verlags, Leiva Petersen; ich traf den Lektor Günter Herold. Mit beiden wurde ich in den folgenden Jahren vertraulich-vertraut; an beiden schätzte ich Eigenschaften, die sie in ganz unterschiedlicher Weise gleichsam repräsentierten: Klugheit und Bildung und Urteilsfähigkeit, eingebettet in eine Menschlichkeit, die nicht bemüht werden musste. Als Hubert Amft im Verlag an die Stelle Günter Herolds trat, wurde er mühelos der Vierte in unserem Bund, auch wenn er sich am Rand unserer Runde einrichtete.

Bei fast allen Besuchen, die ich in Weimar seit 1966 machte, folgte ich abends Einladungen, die von Lieselotte Blumenthal, Leiva Petersen, Eberhard Haufe und Günter Herold kamen.

Allmählich erweiterte sich der Kreis meiner privaten Beziehungen, die zu Freundschaften führten. Konrad Paul vom Aufbau Verlag ist an erster Stelle zu nennen: umtriebig, offen und gescheit, ein wandelnder Zitatenschatz außerdem. Er äußerte sich auch in der Öffentlichkeit ohne Zurückhaltung über missliche Zustände in der DDR, so dass ich mich wunderte (und bis heute wundere), warum er nicht gemäßregelt wurde von denen, die er kritisierte und die juristische Mittel zur Maßregelung hatten. (Nach 1990 erfuhr ich, dass Konrad Paul sehr wohl im Visier der Stasi war.) Konrad Paul und seine Frau Ingrid baten mich 1977, die Patenschaft über ihr erstgeborenes Kind (Franziska) zu übernehmen. Über die Bitte freute ich mich sehr. Sieben Jahre später wurde ich von Anneliese Klingenberg, mit der ich seit 1979 befreundet war, zum Patenonkel ihrer Enkelin Judith bestellt; so habe es die Tochter Annette, die sich in Ungarn eingerichtet hatte, gewünscht. Natürlich leistete ich auch jetzt gern meinen Beitrag zur gesamtdeutschen Zukunft, die mir immer greifbarer wurde, je länger ich Weimar als meinen zweiten Wohn- und Heimatort ansah. Von Anneliese Klingenberg ist auch zu berichten, dass sie mein Verhältnis zu Irmtraut Schmid, deren Mann Gerhard im Goethe- und Schiller-Archiv mir schon seit Jahren freundlich begegnet war, beförderte, so dass auch hier der Grund für mögliche Freundschaften gelegt wurde.

Vermittelt durch Konrad Paul, lernte ich in den frühen 70er Jahren Wulf Kirsten kennen, mit dem ich einige Abende verbrachte, an denen wir weni-

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR IN WEIMAR

DER GENERALDIREKTOR

Weimar, den 8. Januar 1980

B e s c h e i n i g u n g

Herr Professor Dr. Norbert Oellers, Bonn 2, Rüdigerstraße 14, ist Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe, die gemeinsam von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach (Neckar) veröffentlicht wird. Herr Professor Oellers hält sich vom 14. bis 23. Februar 1980 in Weimar auf, um Gespräche über Probleme der Ausgabe zu führen und an den von ihm betreuten Werk- und Briefbänden im Goethe- und Schiller-Archiv der NFG zu arbeiten. Er hat bei der Hin- und Rückreise verschiedene Materialien (Manuskripte, Kopien, Korrespondenzen u. a.) bei sich, die sich auf seinen dienstlichen Auftrag beziehen.



Walter Dietze

Dr. sc. Walter Dietze
Generaldirektor

Bescheinigung für Norbert Oellers vom 8. Januar 1980

ger über die allgemeinen politischen Verhältnisse als über die deutsche Gegenwartsliteratur und meine Arbeit an der Schillerausgabe sprachen; außerdem wurde ich einbezogen in die durch staatliche Willkür bedingten familiären Probleme der Familie Kirsten, deren Söhne benachteiligt wurden, weil die Eltern aufrecht blieben. So war es auch mit Haufes bestellt.

Ich fuhr nach Weimar, zunächst zweimal, später dreimal, manchmal auch viermal im Jahr, um die Schiller-Nationalausgabe voranzubringen. Was sich in dieser Hinsicht ereignete, sei nun kurz mitgeteilt: Ich gab bis 1990 vier Bände allein, drei zusammen mit Frithjof Stock (Bonn) und einen mit Georg Kurscheidt (Alverskirchen) heraus; als Mitherausgeber der Ausgabe (seit 1978 in der Nachfolge Benno von Wieses) betreute ich, zusammen mit Siegfried Seidel, der 1978 als Mitherausgeber die Nachfolge Lieselotte Blumenthals angetreten hatte, vier Text- und fünf Briefbände, die bis 1990 erscheinen konnten.

Siegfried Seidel war kein gelernter Philologe, aber ein aufrechtes Mitglied der SED. 1968 wurde in (Ost-)Berlin verfügt, er solle in Weimar neben Eberhard Haufe und Lieselotte Blumenthal der Schillerausgabe, die als gesamtdeutsches ‚Ereignis‘ so schnell wie möglich ihre aktuelle Bedeutung verlieren sollte, editorisch auf die Sprünge helfen. Natürlich war das leichter gesagt als getan; denn Siegfried Seidel konnte nicht mehr ausrichten als Eberhard Haufe: Mitarbeiter ermahnen, sich zu beeilen, dann die eingereichten Typskripte studieren und korrigieren, Fehler in den Fahnen und Umbrüchen einzelner Bände aufspüren und die Herausgeber ums Imprimatur bitten. Seidel war ein außerordentlich gründlicher Korrekturleser, von dem es hieß, er könne einen kursiv gesetzten Punkt von einem recte gesetzten unterscheiden. 1970 wurde er Haufe übergeordnet. Im selben Jahr kam es zu einer weiteren Brüskierung meines Freundes Haufe. Ich hatte vorgeschlagen, er möge für einen von Benno von Wiese geplanten Band „Deutsche Dichter der Gegenwart“ den Artikel über Johannes Bobrowski, den er kannte wie kaum ein anderer, schreiben. Er hoffte, dass er von seinem Dienstherrn Helmut Holtzhauer die Erlaubnis erhalten werde, das Angebot anzunehmen. Er hoffte vergeblich. Helmut Holtzhauer teilte in einem Brief vom 6. Oktober 1970 an Benno von Wiese mit, Haufe solle nicht durch Nebenarbeiten von seinen Verpflichtungen gegenüber der Nationalausgabe abgelenkt werden. „[...] das wollen wir wohl beide nicht.“ Anfang 1972 wurde Eberhard Haufe, den viele Schicksalsschläge krank gemacht hatten, invalidisiert.

Siegfried Seidel tat, was er konnte. Natürlich betrübte ihn, dass die Nationalausgabe nur langsam vorankam; aber er fand dafür in Berichten an die Berliner Obrigkeiten immer wieder triftige Gründe; deshalb konnte es ohne



Auszug aus dem Reisepass von Norbert Oellers

25

fachfremde Eingriffe weitergehen (nach 1978 immerhin schneller als in den Jahrzehnten zuvor). Als die DDR im Herbst 1989 in Bewegung geriet, sorgte er sich nicht nur um den Fortbestand der Ausgabe, sondern auch um seine eigene Zukunft. Er schrieb mir einen langen Brief, der auf Umwegen nach Jerusalem kam, wo ich im Wintersemester 1989/90 an der Hebrew University zu tun hatte, und in diesem Brief fragte er mich um Rat: was er tun könne, was ich für die Zukunft der Ausgabe erwartete. Ich antwortete besänftigend, die Ausgabe werde ihn auch weiter brauchen, alles werde sich – auch für ihn – zum Besseren wenden. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm ich im Frühjahr 1990 an einem Fest zu seinem 65. Geburtstag teil; wir duzten uns. Im Juli 1991 starb er.

Es sei noch mitgeteilt, wie es mir bei meinen vielen Überschreitungen der deutsch-deutschen Grenze erging und welche Szenen, in denen ich mit der Volkspolizei auf derselben Bühne agierte, in meiner Erinnerung gespeichert sind. Eine ‚richtige‘ Grenze gab es ja nur auf dem Gebiet der DDR, in meinem Fall bei Wartha, wo die Autos angehalten und abgefertigt wurden. Viel Betrieb gab es selten, die Abfertigung ging mal schnell, mal quälend langsam vonstatten, im letzteren Fall mit genauer Durchsuchung von Taschen und

Koffern, Stochern im Benzintank, Besichtigung des Motors, Lüftung der Fußmatten und Durchwühlen des Handschuhfachs. Zuweilen wurden Bücher konfisziert, weil sie nicht auf der „Liste der Bücher, die eingeführt werden dürfen“ standen. Es war wohl 1967, als ich mit dieser Begründung Truman Capotes als meine Abendlektüre vorgesehenen Roman „Kaltblütig“ einbüßte. Das Buch gehöre in den Reißwolf, beschied mich ein Grenzwärter, nachdem er ein wenig darin geblättert hatte. Er konnte ja auch nicht wissen, dass der Berliner Verlag Volk und Welt schon bald, nämlich 1968, das Werk für Leser in der DDR veröffentlichte. Einmal wurde ein Koffer, in dem sich etwa 30 für Freunde in der DDR bestimmte Bücher (u. a. eine Nietzsche-Ausgabe) befanden, nicht geöffnet, während der Nachbarkoffer, der Wäsche für 14 Tage enthielt, streng inspiziert wurde.

Erleichtert wurden mir Ein- und Ausreisen seit Ende der 70er Jahre durch die Erteilung von Dauervisa, die in der Regel eine Gültigkeit von einem halben Jahr hatten. Erleichternd waren auch die Bescheinigungen, die mir die Nachfolger des 1973 gestorbenen Helmut Holtzhauer, Walter Dietze und Werner Schubert, mit auf die Wege gaben, aus denen die Grenzsoldaten erfuhren, was ich in der DDR zu suchen hatte und welche Arbeitsunterlagen ich gewöhnlich in meinem Gepäck hatte: „Herr Professor Oellers führt Materialien verschiedener Art zur klassischen deutschen Literatur (Manuskripte, Kopien, Bücher) mit sich, die für seine Tätigkeit unumgänglich nötig sind.“ So Werner Schubert in seiner „Bescheinigung“ vom 12. März 1986.

Die Bescheinigungen hatten ganz verschiedene Wirkungen: Es gab Zeiten (nicht nur einzelne Tage oder Wochen), in denen bei der Ausreise mein Gepäck gar nicht kontrolliert wurde, und andere, in denen die Kontrolle besonders gründlich war. Ich versuchte, mich darauf einzurichten, und so gelang es mir zuweilen, etwas aus dem Osten mitzunehmen, das in den Westen gehörte. Ein Beispiel: Irgendwann in den frühen 80er Jahren brachte Jürgen Jahn (Aufbau Verlag, [Ost-]Berlin) drei Aktenordner zum Freund Konrad Paul, die ich zu einem Angehörigen von Ernst Bloch (der 1977 in Tübingen gestorben war) bringen sollte. Die Ordner enthielten eine überarbeitete Fassung von Blochs in den Jahren 1954 bis 1959 zuerst erschienenem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ und waren gerade im Verlag angekommen, als Bloch 1961 in die Bundesrepublik übersiedelte. Der Aufforderung ‚von oben‘, den Inhalt der Aktenordner zu vernichten, kam Jürgen Jahn nicht nach; er brachte sie in seinen Keller und viele Jahre später nach Weimar. Als Konrad Paul mir die Ordner mit auf den Weg geben wollte, war gerade die Zeit für ein solches Unternehmen nicht günstig. Die Ordner gingen wieder zurück nach Berlin. Als ich nach geraumer Zeit signalisierte, dass ein Transport der Ordner nun

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR IN WEIMAR

DIE GENERALDIREKTION

B e s c h e i n i g u n g

Herr Professor Dr. Norbert O e l l e r s ,
Bonn 2, Rüdigerstraße 14,

Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe, die gemeinsam von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und vom Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar herausgegeben wird und beim Verlag Herm. Böhlau Nachf. in Weimar im Druck erscheint, hält sich im Zeitraum vom 16. Februar 1986 bis 16. August 1986 mehrmals dienstlich in Weimar auf. Er nimmt an Beratungen an unserer Institution und beim Verlag teil und arbeitet im Goethe- und Schiller-Archiv der NFG. Herr Professor Oellers führt Materialien verschiedener Art zur klassischen deutschen Literatur (Manuskripte, Kopien, Bücher) mit sich, die für seine Tätigkeit unumgänglich nötig sind.

Weimar, 12. März 1986



W. Schubert
Prof. Dr. Werner Schubert
Generaldirektor

Bescheinigung für Norbert Oellers vom 12. März 1986

vermutlich unproblematisch sei, wurden sie wieder nach Weimar geschafft. Ich nahm sie mit nach Bonn und traf mich wenig später in Mainz mit einem Sohn Blochs.

Es mag Mitte der 80er Jahre gewesen sein, als ich in meinen Unterlagen einen Brief Goethes an Schiller über die Grenze brachte, von dem ich bis heute nicht weiß, wie er aus dem Goethe- und Schiller-Archiv herauskommen konnte. Ich bemerkte das Missgeschick erst nach vier Monaten, als ich die Materialien für meine nächste Reise nach Weimar, die am folgenden Tag stattfinden sollte, zusammensuchte. Ich rief Siegfried Seidel an, um die Reise aus verständlichen Gründen abzusagen. Er drängte darauf, dass ich kommen solle. Er werde schon dafür sorgen, dass ich nicht kontrolliert würde, und so könnte der Brief wieder ins Archiv gelangen. In Weimar angekommen, bat ich Herrn Ballo um ein Vieraugengespräch und gab ihm ohne weitere Erklärung den Brief.

Die Jahre 1985 bis 1988 waren für mich reich an unangenehmen Erlebnissen, die mit meinen Reisen nach Weimar in Zusammenhang standen. Einige von ihnen möchte ich hier erwähnen. Während eines Aufenthaltes in der Klassikerstadt im Mai 1985 wurde ich eines Nachts im „Christlichen Hospiz“ bestohlen. Mein Notizbuch mit persönlichen Papieren und einigen Ausweisen war aus meiner leicht erreichbaren Jacke entwendet worden. Ich ging zur Polizei und meldete den „Verlust“ und bat: Wenn das Notizbuch gefunden werden sollte, möge es nach Bonn geschickt werden; meine aktuelle Adresse sei aus den fortgekommenen Papieren nicht zu entnehmen. Der Polizist beschied mich: „Wenn das Notizbuch gefunden wird, schicken wir es an Ihre Botschaft nach Berlin; von dort kann es dann weitergeleitet werden.“ Ich fuhr nach Bonn zurück, nach einigen Wochen besorgte ich mir einen neuen Führerschein. Und dann bekam ich Post aus Frankfurt/Main: einen Umschlag, auf dem in Druckbuchstaben die Adresse stand: „Norbert Oellers / München / Türkenstraße Nr 78/II“. Die Adresse war von meinem Führerschein, den ich 1957 in München erworben hatte, abgeschrieben. Gestempelt war der Brief in Köln; dort (?) war vor „München“ mit anderer Hand noch die Postleitzahl „8000“ gesetzt worden. (Das spricht dafür, dass die Sendung einem von Ost nach West Reisenden mitgegeben worden ist.) Die Münchner Post fand mich nicht und stempelte auf der Rückseite des Umschlags: „Unbekannt“, auf der vorderen Seite: „Zurück/Retour“. Zurück? Es gab keine Absenderanschrift. Die Sendung ging dann von München an die Oberpostdirektion Frankfurt; ein Aufkleber nennt den Grund: „Amtlich geöffnet zur Ermittlung des Empfangsberechtigten durch die Ermittlungsstelle für Briefsendungen der Deutschen Bundespost“. Ende Juni 1985 be-

kam ich wieder, was mir entwendet worden war. Alles war wieder da, die losen Papiere hatten allerdings eine neue Ordnung erhalten. Und nun hatte ich zwei gültige Führerscheine.

Im Herbst 1986 bat mich ein TV-Mitarbeiter aus München, bei meinem nächsten Weimar-Besuch für Aufnahmen und Gespräche zur Verfügung zu stehen; „Report München“ plane, etwas über Weimar zu senden. Zwei Reporter führte ich wenig später durch die Stadt, sagte dies und das, lobte die Gastfreundschaft und die Arbeitsbedingungen im Archiv, die Freunde, die ich gewonnen hatte etc. Nur etwa 10 Prozent dessen, was ich sagte, war kritisch; es betraf, wenn ich mich richtig erinnere, die Mangelwirtschaft, die Öffnungszeiten des Archivs, die nötige Vorsicht vor ‚bestimmten Menschen‘, die Trennung auch der Germanistik in West und Ost u. ä. In der bald ausgestrahlten Sendung kam ich ausschließlich mit meinen kritischen Bemerkungen zu Wort. Karl-Heinz Hahn tadelte mich Monate später, als ich wieder im Archiv war, und drohte, meine Reiseerlaubnis überprüfen zu lassen, wenn ich mich nicht ‚zurückhaltender‘ verhalten würde. Leiva Petersen trug er auf, mich zu ermahnen.

Ein Letztes noch: An einem Novemberabend 1988 wurde ich, wie üblich, auf dem Weg von der Grenze nach Weimar von zwei jungen Polizisten gestoppt und zur Kasse gebeten, weil ich angeblich entgegenkommenden Verkehr behindert („gefährdet“) hätte durch zu späte Abblendung des Lichts. 70 DM sollte ich begleichen, ich reichte einen 500 DM-Schein hin, der aber nicht gewechselt werden konnte. Während die beiden Männer in ihrem Wagen irgendetwas suchten, beschloss ich, ihnen nach ihrer Rückkehr einen kurzen Vortrag zu halten über die bedauerliche Unfreundlichkeit, mit der Gäste in der DDR behandelt würden. („Nirgendwo in der weiten Welt habe ich so schlechte Erfahrungen gemacht.“) Ich schloss meine Ansprache mit der Prophezeiung, dass es die DDR in fünf Jahren nicht mehr geben werde. Dass mir am folgenden Tag auf dem Weg nach Leipzig, wohin mich ein freundlicher Kollege zu einem Vortrag eingeladen hatte, ein junger DDR-Bürger in die Vordertür meines Autos (also neben mir) fuhr, ist vielleicht am einfachsten damit zu erklären, dass ich am Abend zuvor die DDR beleidigt hatte.

1990 hoffte ich, meine Stasi-Akte (von der mir Siegfried Seidel einmal beiläufig gesprochen hatte) bald einsehen zu können. 1992 erhielt ich die Auskunft von der Gauck-Behörde in Berlin, dass ich in einer „Kerblochdatei“ erfasst sei, in der die Namen möglicher DDR-Feinde stünden, die „aufgrund der besonderen gesellschaftlichen Stellung bzw. beruflichen Tätigkeit“ im Konfliktfalle „vorrangig vorbeugend zu sichern“ seien. 1995 erfuhr ich, dass meine Akte bereits im November 1989 in Erfurt verbrannt worden sei.

Widerstreitende Gefühle bewegen mich, wenn ich an meine vielen Reisen nach Weimar denke. Inzwischen überwiegen die Erinnerungen an die vielen positiven Erlebnisse, die ich Menschen verschiedener „gesellschaftlichen Stellung bzw. beruflichen Tätigkeit“ verdanke. Mit Freude sehe ich jeder Reise nach Weimar entgegen, der Freunde wegen, aber auch, weil das Goethe- und Schiller-Archiv meine liebste Arbeitsstätte ist, von meinem heimischen Schreibtisch abgesehen.